



SARNER KOLLEGI CHRONIK

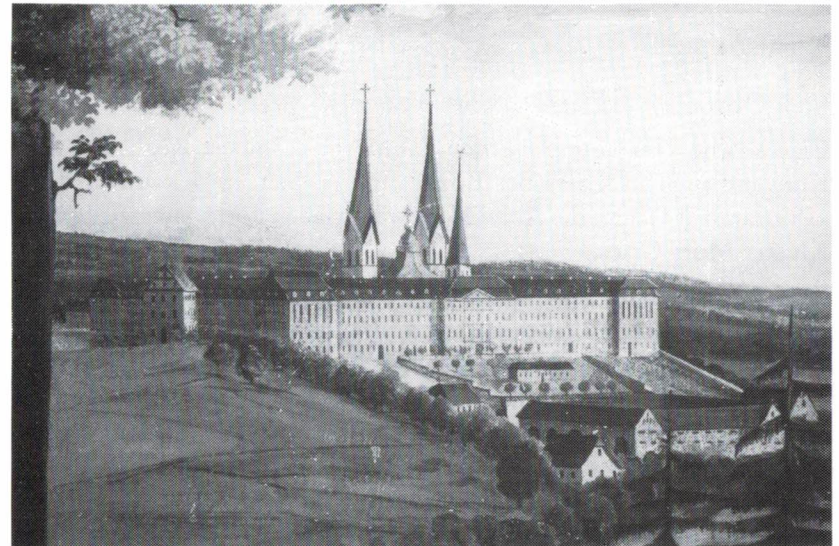
54. JAHRGANG 1/92

150 Jahre Benediktiner von Muri in Sarnen Festakt 16. November 1991

Begrüssung durch Abt Benno Malfer

Sehr geehrte Herren von der Regierung,
sehr geehrter Herr Rektor,
verehrte Damen und Herren,
liebe Mitbrüder

Ich heisse Sie zu diesem Festakt in unserer Kollegikirche herzlich willkommen. 150 Jahre können wir Benediktiner von Muri-Gries nun in Sarnen wirken. Eine runde Jahrzahl, die – wie schon vor 50 und vor 100 Jahren – zu einem Gedenken einlädt.



Kloster Muri

Das Jahr 1841 war für den Konvent von Muri das, was man ein Schicksalsjahr nennt. Am 27. Januar hatten die Mönche, der Gewalt weichend, unter traurigen Umständen ihr Kloster verlassen müssen. Der verfassungswidrige Aufhebungsbeschluss des Grossen Rates des Kantons Aargau vom 13. Januar 1841 war in aller Konsequenz vollstreckt worden.

Aber bereits im November 1841 konnte Abt Adalbert Regli mit einer Gruppe von Konventualen in Sarnen das Kollegium beziehen. Am 12. November trafen die Mönche hier ein. Am 18. November begannen sie mit dem Unterricht. Die Übernahme der Lateinschule in Sarnen und damit verbunden der Einzug in das Kollegium waren entschieden zukunftsorientierte Schritte des bedrängten Konventes. Sie waren bestimmt durch jene beiden Faktoren, die für die weitere Entfaltung des Murikonventes immer wieder entscheidend sein werden: da war zum einen der Überlebenswille der Murensen Mönche. Er war Ausdruck der Treue zu der in den Gelübden übernommenen Lebensform als klösterliche Gemeinschaft. Der eigene Überlebenswille allein aber genügt nicht. Der war auch schon in Muri vorhanden. Es braucht zum anderen eine Umgebung, die eine Mönchsgemeinschaft aufnimmt, ihr ein Arbeitsfeld bietet und damit die Möglichkeit, segensreich wirken zu können. Diese Umgebung haben die Mönche von Muri seit 150 Jahren hier in Obwalden. Wir sind dafür dem Land und Volk Obwalden in Dankbarkeit verbunden.

Eine solche Umgebung werden dann Abt Adalbert Regli und sein Konvent auch in Gries bei Bozen finden. Seit 1845 kann dort im «Prioratsstift Gries» die Abtei Muri weiterleben und weiterwirken: als Kloster Muri-Gries.

Dass Sarnen nicht schon die endgültige neue Heimat des Murikonventes werden konnte, hatte in den politischen Zeitumständen seinen Grund, die sich in den konfessionellen Ausnahmeartikeln der Verfassung von 1848 niedergeschlagen haben. Sarnen blieb aber die ganzen 150 Jahre hindurch ein für das Gedeihen und die Entfaltung des Klosters Muri-Gries entscheidend wichtiger Lebensraum. Das Kloster Muri-Gries hat sich dementsprechend in Sarnen engagiert. Die seit 1841 rund um das alte Kollegium entstandenen Gebäulichkeiten sind dafür ein beredtes Zeugnis.

Im Unterschied zu den Gedenkfeiern vor 50 oder 100 Jahren befinden wir uns heute in einer neuen Lage. Unsere Arbeitskraft, die an die Anzahl der Mitglieder des Konvents gebunden ist, ist schwächer geworden. Die Phase der Expansion scheint vorbei. Wir müssen uns für die absehbare Zukunft auf kleinere Zahlen einstellen. Diese Umstellung ist nicht leicht, schwächer zu werden erfordert Demut, die auch den Mönchen nicht in den Schoß fällt. Wir wissen das und verdrängen es auch bei unserem 150-Jahr-Gedenken nicht.

Es bleibt aber die Überzeugung, dass im Zusammenwirken von eigenem Lebenswillen, der auch für uns wie für unsere Vorfahren vor 150 Jahren in unserer geistlichen Berufung seinen Wurzelgrund hat, und dem Wohlwollen, das uns von unserer Umgebung – und das heisst hier von Ihnen – entgegengebracht wird, auch weiterhin viel Gutes geschehen wird: der Segen Gottes weitergegeben werden kann.

Vor 150 Jahren begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Klosters Muri. So individuell diese Geschichte verlaufen ist und von ihren Protagonisten in unserem Kloster und in der jeweiligen Umgebung um das Kloster herum gelebt worden ist, so sehr war diese Geschichte doch immer eingebettet in grössere Zusammenhänge, Zeitströmungen und Entwicklungen. Wir tun gut daran, uns nicht für einen Sonderfall zu halten. Dies gilt für die Aufhebung von Muri, dies gilt für die Jahre der Expansion, dies gilt auch für unsere Tage, wo wir wieder mit der kleineren Zahl leben lernen müssen.

Wie sehr gerade unser vor allem der Bildung gewidmetes Wirken hier in Sarnen in viel weitere sozialgeschichtliche Zusammenhänge eingeflochten ist, wird uns Pater Leo im heutigen Festvortrag, für den ich ihm herzlich danke, aufzeigen.

Ich danke auch dem Erziehungsdirektor des Kantons Obwalden, Herrn Hans Hofer, dass er in Vertretung jenes zweiten wichtigen Faktors, von dem ich gesprochen habe, der Umgebung hier, dem Land und Volk Obwalden, bei diesem Festakt zu uns sprechen wird.

Das Schulwesen von Obwalden im Rahmen der innerschweizerischen Bildungsgeschichte

Festvortrag von P. Leo Ettlin

Zuerst eine Vorbemerkung zu diesem für Sie wohl etwas unerwarteten Titel. Der Anlass des Jubiläums heisst ja «150 Jahre Benediktiner in Sarnen». Ich habe die Umstände der Translation von Muri nach Sarnen eingehend in der Festnummer der Kollegi-Chronik dargestellt. Das genau gleiche Thema noch einmal auf einer Festtafel servieren, hiesse soviel wie aufgewärmte Resten auf silbernem Tafelgeschirr darzubieten.

Ich möchte auch nicht Ruhmreden halten über die benediktinische Kultur des Abendlandes. Ich höre zwar solche Komplimente ab und zu ganz gerne, wenn sie nicht zu süß angerichtet sind. Aber wenn einer von der eigenen Sippe aufsteht, um sein Eigenlob und das seiner Vorgänger zu singen, entwickelt mein zarter Organismus dagegen Allergien. Die Angst, mein Auftritt könnte kontraproduktiv sein, liess mich ein anderes, neutraleres Thema wählen.

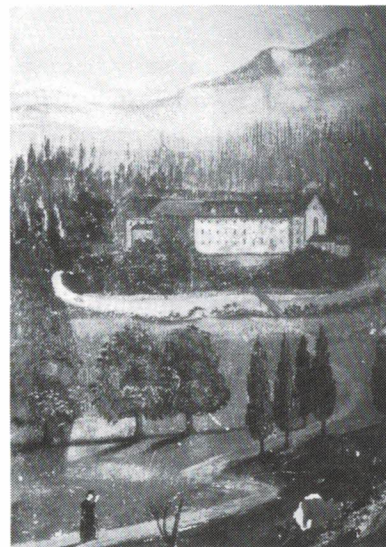
Dieses Thema war schon lange ein Wunschgegenstand von mir und so nutzte ich die Gelegenheit, in diesen weitgehend unbekannten Urwald einzudringen. Ich stelle dabei ganz bewusst Obwalden in den innerschweizerischen Rahmen. Denn da sollte man auch bescheiden bleiben. Obwalden ist kein autochtoner Kulturraum, höchstens ein Kulturwinkel. Wir sind Teil des Kulturraumes Innerschweiz und dieser Kulturraum hat ein Zentrum – Luzern! Das war so, und das ist so und das wird auch so bleiben, solange die Melchaawasser in den Vierländersee fliessen.

Wir sprengen also das Rähmchen zwischen Brünig und Lopper, zwischen Titlis und Glaubenberg. Erst so bekommen wir einigermaßen Proportionen und manches, was sonst exotisch oder supergenial erscheint – heute ist alles «super» – wird so auf gesunde Weise relativiert. Dazu kommt noch ein anderes: die geschichtlichen Quellen über Schule und Bildung in Obwalden sind ein dünnes Rinnsal, das nur stockend tropft und tröpfelt. Daraus darf man aber nicht schliessen, dass unsere Vorfahren, bis Heinrich Pestalozzi am Bildungshimmel erschien, in russigen Blockhütten vor sich hindösende Barbaren wa-

ren. Was alltäglich und selbstverständlich war und was im privaten Umgang geschah, das wurde nicht aufgeschrieben.

Dazu noch eine andere Überlegung: wir haben uns seit der Aufklärung daran gewöhnt, Bildung mit Schule und Kalligraphie gleichzusetzen. So engte die alte Zeit nicht ein: die *Erfahrung* war für diese Leute ein wichtiges Bildungselement. Hier wäre etwa der vielgeschmähte Soldatendienst zu nennen. Dem jungen Obwaldner ging in der Fremde manches auf, was er daheim nicht kannte. Diese Gastarbeiter – oder sollen wir sie Wirtschaftsflüchtlinge nennen? – diese Obwaldner lernten schlecht und recht die Sprache des fremden Landes und sie lernten auch Anstand und Auftreten. Hier sind besonders die Offiziere zu nennen. Die regierenden Familien hatten auf Grund des Soldbündnisses das Vorrecht, eine bestimmte Anzahl von Offizieren zu stellen. Ludwig von Flüe, der als Louis le Bastillien in die Geschichte eingegangen ist, kam mit vierzehn Jahren nach Frankreich und ward sogleich schon Sous-Lieutenant. Die Offiziere der schweizerischen Gardien hatten engen Kontakt mit der gehobenen Gesellschaft des Gastlandes. Das trifft ganz besonders auf die nach Frankreich orientierten Nachfahren unseres Landesvaters Bruder Klaus zu. Übrigens waren

diese Offiziere durchaus Brüder einer freimaurerischen Loge. Dazu noch die Feststellung: gehobene Bildung war elitär und exklusiv. Sie hatte sich in wenigen, eng versippten Familien angesiedelt. Diese quasidemokratischen Landammänner-Familien hatten noch eine andere Gelegenheit praktischer Ausbildung und Karriere: die Landvogtei. Der neue Landvogt ritt mit Gefolge auf und brachte einen Stab von Beamten und Funktionären mit, darunter auch junge Bürschchen, schnauz- und bartlos, beinahe noch Pagen. Es waren die Neffen und Götlibuben des Landvogts. Für sie be-



Kloster Hermetschwil

gann nun die Lehre, das Praktikum, für eine Laufbahn, die sie dann Stufe um Stufe nach oben beförderte. So war das Ancien Régime auch bei uns. Die Egalité galt an der Landsgemeinde, wo die Männer ab vierzehn Jahren in den Ring traten. Das Jahr hindurch wurde das Landvolk, getreu nach Platon, von weisen Männern weise geführt. Übrigens: dieses System gab dem Land Vertreter, die vor einem aristokratischen Berner, einem geldschweren Zürcher Bürgermeister und einem spöttischen Basler keine Minderwertigkeitskomplexe haben mussten. Unsere Landammänner waren beileibe keine Naturburschen.

Doch nun zu unserem eigentlichen Bildungsthema!

Gehen wir zurück in die Spätantike mit ihrer römisch-griechischen, hellenistischen Kultur. Das Erbe der Antike war Gemeingut der Mittelmeervölker geworden, bis die Germanen kamen – die Barbaren. Die Völkerwanderung bewirkte zuerst einen völligen Kollaps im Schul- und Bildungswesen. Jede Spur einer öffentlichen Schule war verschwunden. Aber dieselben germanischen Völker suchten, sobald sie sesshaft geworden waren, das verschollene Erbe der Antike hervorzuholen und ihre Bildung danach auszurichten. Sie erkannten die geistige Überlegenheit der Besiegten und versuchten, sie zu nutzen. Und so wurde unsere abendländische Kultur grundgelegt: Germanisches verbindet sich mit der römischen Antike und beides wird entscheidend geprägt durch das Evangelium der Christianisierung. Ein erster Höhepunkt dieser Wiedergeburt der Antike war die karolingische Renaissance. Schon die Vorfahren Karls des Grossen, die Hausmeier, hatten bewusst und intensiv den Weg nach Rom gesucht. In diesem Zusammenhang erfolgt der Siegeszug der Regel Benedikts im Fränkischen Reich. 743 und 744 schrieben fränkische Synoden die Einführung der Regel Benedikts für die Klöster des Reiches vor. Aus der Regel Benedikts geht deutlich hervor, dass es in seinem Kloster auch Jugendliche gab, Söhne von Vornehmen und Armen, die dargebracht wurden. Die Regel behandelt Strafen für diese Buben oder spezielle Speisevorschriften für die Fastenzeit. Für diese Knaben war die Karriere als Mönch schon vorgespurt, wenn auch vor der lebensbindenden Entscheidung noch Freiheit blieb. Sicher war ihre Ausbildung ganz auf die Bedürfnisse des Klosters ausgerichtet.

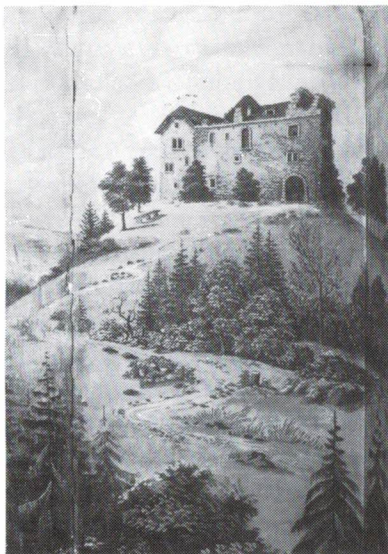
Diese Ansätze nahm die karolingische Reform auf. Die Klöster im Reich wurden dazu angehalten, den Kreis der Schule zu erweitern. Es gab nun die äussere und die innere Schule. Die innere Schule war Nachwuchsschule, an der äusseren Schule fand man Söhne des Adels und der näheren Nachbarschaft, für die keine klösterliche Laufbahn gedacht war. Wir sind über eine solche Schule glänzend orientiert durch den Casus Sancti Galli Ekkehard's IV.

Der karolingische Reformbischof Chrodegang von Metz ordnete solche Schulen auch für die Kanonikate in den Städten an. Er hatte ja diese Chorherren schon vorher zum Gemeinsamen Leben verknürrt mit Satzungen, denen man sofort ansieht, dass die Regel von Monte Cassino als Vorbild diente. Die karolingische Reform nahm auch die Förderung von Pfarrschulen auf dem Lande auf. Da ging sie zurück auf den grossen Reformen der Landseelsorge Caesarius von Arles (470–542), also einen Zeitgenossen Benedikts.

In diesem Rahmen ist auch das Bildungswesen der Innerschweiz bis ins Hochmittelalter zu sehen. Dazu ist aber zu sagen: aus dieser Zeit wissen wir aus Obwalden nichts und aus der Innerschweiz wenig. Bis zum zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts wissen wir nicht einmal etwas von der Hofschule in Luzern. 1229–1243 ist da ein Magister Werner bekannt. Er tritt bei Beurkundungen sporadisch als Zeuge auf. Auch in Beromünster tritt die Schule Mitte des 13. Jahrhunderts aus dem Dunkel ins Licht. In Luzern und Beromünster muss aber nach dem Charakter und nach den Pflichten der Kommunitäten Schule und Unterricht viel älter sein.

In den «Matriculae Ecclesiae Beroniensis» wird 1326 der Pflichtenkreis des Magisters umschrieben. Er hat ein dreifaches Amt: im Chor zu singen, in der Schule zu lehren und in gemeinsamen Stiftsangelegenheiten zu schreiben. Im 13. Jahrhundert werden auch in Willisau und Sempach Stadtschulen erwähnt.

Auch Engelberg hatte seine Klosterschule. Der Beweis ihrer Existenz beruht auf Zufälligkeiten. Der Bibliothekskatalog aus der Zeit des Abtes Frowin (1147–1178) gibt lateinische und griechische Klassiker an, die nur in einem Kloster sinnvoll waren, wo unterrichtet wird. Bemerkenswert ist auch, dass diese Bücher in mehreren Exemplaren vorhanden sind. Die griechischen Klassiker existierten in lateinischer Übersetzung.



Die Habsburg

Die zweite Erwähnung einer Engelberger Klosterschule stammt aus dem Jahr 1349, und der Zusammenhang ist traurig. 1349 – die Pest. Aus dem Konvent der Klosterfrauen – damals war ja der Konvent von St. Andreas zu Sarnen in Engelberg – aus diesem Konvent der Klosterfrauen starben von Mariæ Geburt 1349 bis Epiphanie 1350 116 Schwestern – wie gross war damals der Konvent! Das Männerkloster verlor zwei Mönche und fünf Schüler. An einem Tag wurden sieben Nonnen und sechzehn Talleute bestattet.

Das ist das Kreuz mit der Schulgeschichte des Mittelalters: das

dünne und tropfende Rinnsal der Quellen. Nehmen wir zum Vergleich einen ähnlichen Befund. Sarnen hatte eine fränkische Gaukirche, deren Entstehung im achten Jahrhundert anzusetzen ist. Der erste Sarner Pfarrer Ulrich begegnet uns erst 1234. Und dann sind wir mit Namen und Daten noch lange auf gut Glück angewiesen. Erst von 1584 an haben wir eine lückenlose Reihe von Pfarrherren. Niemand wird auf den tollen Gedanken kommen: quod non est in actis – non est in factis – was nicht aktenkundig ist, hat auch nicht existiert.

Gehen wir wieder nach Luzern zurück. Wir haben da die Stiftsschule von St. Leodegar, die Hofschule. Diese klerikalen Schulen kamen im späten Mittelalter immer mehr ins Schussfeld der Kritik. Das war besonders in aufstrebenden Städten mit Kaufleuten des internationalen Handels, Handwerkern, Verwaltungsbeamten und Patriziern der Fall. In diesen Kreisen hatte man nun die Auffassung, dass diese Kloster-, Dom- und Stiftsschulen die Ansprüche und Bedürfnisse einer neuen Zeit – Renaissance – schlecht abdeckten. Stiftsschulen – wie die im Hof – mussten eben auch die Bedürfnisse der Kleriker berücksichtigen: Altardienst und Kirchengesang. Die «Hofgeissen»,

Sängerknaben, die im Winter als Schutz vor der Kälte in der unterkühlten Hofkirche ein Geissenfell trugen, sind bis heute ein Begriff. Die Chorherren trugen kein Geissenfell. Sie schwänzten mit weissen, schwarz getupften Hermelinmützen herum. Der Unterricht war also auch inhaltlich klerikal orientiert. Da hatten nun die neuen Stadtherren mit internationalen Handelsbeziehungen ganz andere Bedürfnisse. Aber den geistlichen Herren im Hof war es gelungen, bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts so etwas wie ein Schulmonopol zu erhalten.

Sicher brachte das 15. Jahrhundert einen grossen Fortschritt in der Bildung. Wir können feststellen, wie immer wieder Humanisten in den Ranft zu Bruder Klaus pilgern, der es ihnen wegen seiner pazifistischen Einstellung, der Sensation des Wunderfastens und wegen seiner träfen Sprüche angetan hatte. Wir treffen nun auch in Obwalden vereinzelt Geistliche, die an Universitäten studierten. Heimo Amgrund und Oswald Isner, beide von der Biographie des Bruder Klaus her bekannt, kannten Universitäten auch von innen. Amgrund studierte in Leipzig. Oswald Isner ist 1462/63 in Basel immatrikuliert. Damals war der gut Fünfzigjährige schon einige Jahre Pfarrer in Kerns. Er nahm als moderner Kernser Pfarrer Bildungsurlaub. In seiner Abwesenheit wird er



Oberwil am Zugersee

einen Kaplan angestellt haben. Solche hatte es im Spätmittelalter auf dem geistlichen Stellenmarkt zur Genüge. Das war nicht besonders sozial, aber dass ein Pfarrer studierte und auf seinem Pfarrhof nicht versauerte, ist ihm auch wieder hoch anzurechnen.

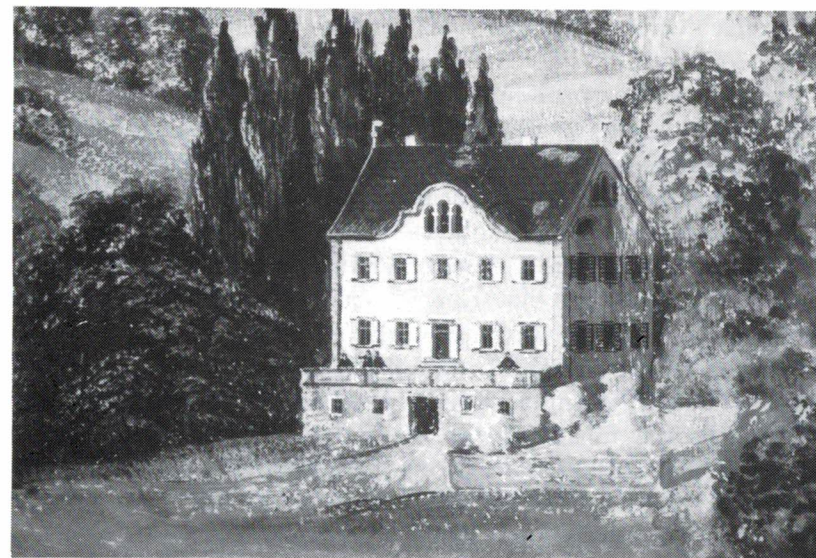
In Köln studierten 1493–1496 die beiden Brüder Hans und Heiri Schriber. Hans wurde Pfarrer in Sachselt (1504–1534); Heinrich war Kaplan, vielleicht auch Pfarrer in Sarnen, seiner Heimatgemeinde. Ein anderer Sarnen Pfarrer, Christoph Spatz, ist 1474 in Basel immatrikuliert.

Niklaus von Flüe, des Bruder Klausen jüngster Sohn, begann als Sechzehnjähriger 1483 seine Studien in Basel, wo er die Freien Künste studierte, darauf hatte er ein Stipendium in Paris an der Sorbonne. 1490 kehrte er als Magister Artium in die Heimat zurück.

Josef Sidler stellt in seiner Dissertation «Die Bildungsverhältnisse im Kanton Luzern 1250–1530» für die Jahre 1380–1459 75 Luzerner an Universitäten fest, von 1460–1479 waren es 56, von 1480–1491 waren es 34. Interessant ist bei Sidlers Darstellung die Verlagerung der Schwerpunkte. Bis 1390 hat Bologna, die Hochburg des römischen und kanonischen Rechts, den Löwenanteil; dann kommt Heidelberg, die Palatina, Universität des Kurfürsten von der Pfalz – heute noch von Studenten besungen – aber sie wissen nicht warum – Gott verzeihe es ihnen. Von 1460 an ist das nahe Basel der Magnet für unsere Studenten. Der Verlust von Basel an die Reformation wird für die katholischen Orte ein herber Schlag sein.

Volksbildung und Volksschule bekommen aber erst im 16. Jahrhundert handgreifliche Konturen, und das hängt zusammen mit der Glaubensspaltung. Für die Glaubensverkündigung genügten nun die Predigt und die Biblia Pauperum nicht mehr. Der Buchdruck, in der polemischen Phase als Einzelblattdruck, Flugblatt, weit verbreitet, hatte neue Möglichkeiten der Kommunikation gebracht. Glaubensfragen waren kontrovers geworden. Die sich voneinander unterscheidenden Lehren wurden von Mann zu Mann, von Frau zu Frau getragen und auch von Haus zu Haus. Man kann etwa im Entlebuch feststellen, wie da vom oberen Emmental her in den Häusern von Escholz matt missioniert wurde.

Jetzt befassen sich Katholiken und Protestanten mit der Jugendbildung. Das Konzil von Trient hatte gefordert, dass die Kinder wenigstens an Sonn- und Feiertagen in den Anfangsgründen des Glaubens



Uttingerhof – erste Zufluchtsstätte der Murimönche

und der Sittenlehre unterrichtet werden. Die Synodalstatuten von Konstanz 1567 riefen die Pfarreien auf, Elementarschulen zu errichten. Als Lehrmittel wurde der Kanisi, der Katechismus des Petrus Canisius, vorgeschrieben. 1609 ordneten die Konstanzer Synodalstatuten reichlich hochtrabend an, die Kinder sollen nach ihren Bedürfnissen und ihrer Fassungskraft in den Wissenschaften unterrichtet werden. Die Volksschulen der Reformation und der Gegenreformation dienten aber vorwiegend einem religiösen Zweck: Erziehung der jungen Menschen zu einem obrigkeitshörigen Untertanen. In der Zeit des Ancien Régime wird dann aber das kirchliche Bildungsmonopol immer mehr vom Staat streitig gemacht. Das war aber in der Urschweiz noch kaum bemerkbar – das Staatswesen wurde in den Länderorten sparsam geführt, unnötige Ausgaben machte man nicht gern. Wenn Obwalden 1752 das Alte Kollegium baute, verwendete man dafür mit Erlaubnis des Bischofs von Konstanz die Hinterlassenschaft des Seminarherrn Dr. Johann Baptist Dillier, und der hatte sein Vermögen mit der Ziegelhütte und anderen Geschäftigkeiten gemacht. So tat diese Auslage dem Staatssäckel nicht weh; im Gegenteil, man hatte erfolgreich

ein beträchtliches Vermögen erworben und konnte damit nutzbringend investieren.

Bei uns bleibt also das Bildungsmonopol bis zur Franzosenzeit kirchlich geprägt – eigentlich noch Jahrzehnte hinaus bis in unsere Jugendzeit. Man muss nur an die ehrwürdigen Lehrschwestern von Ingenbohl, Menzingen und Baldegg denken. Die Sarner denken etwa an die sagenhafte Schwester Leonardina – Dompteuse ganzer Kompanien von Lausbuben, und die Kernser haben die gütige Erstklassschwester Lena Graf ins Herz geschlossen. In diesem Umfeld muss nun auch die Stellung der Patres von Muri-Gries gesehen werden.

Doch nun wieder zurück ins 16. Jahrhundert! 1554 können wir mit dem ersten uns bekannten Schulmeister von Sarnen Bekanntschaft machen. Es war Johann Küenzi von Klingnau. Dieser Küenzi war 1550–1554 Schulmeister oder Provisor (Gehilfe) des Schulmeisters in Luzern gewesen. Küenzi hat sich auch in die Reihe der Obwaldner Schriftsteller eingeschrieben mit einer Darstellung des Zürcher Krieges. Er meint damit den Zweiten Kappeler Krieg. Küenzis Werk steht noch in der Stiftsbibliothek Einsiedeln. Es ist zur Hauptsache ein Exzerpt der Reformationschronik des Johannes Salat.

1579 hatte der Rat eine grundsätzliche Frage zu entscheiden. Es gab nun auch in Kerns, Sachslen und Alpnach Schulen und Schulmeister. Das war Konkurrenz für den angeblich kantonalen Schulmeister in Sarnen. Der Ratsentscheid war salomonisch und gehört der Zeit einer ausschliesslichen Männerherrschaft an. Der Rat ordnete nämlich an, die Buben hätten nach Sarnen in die Schule zu gehen, Schulmeister in den Gemeinden könnten ja noch die "Maiteli" unterrichten. Man stelle sich den Aufschrei der Empörung vor, wenn die Regierung heute solche Unterschiede von Mann und Frau anordnete.

Die Chronik des Landammanns Johannes Laurenz Bünti von Stans weiss von einem ähnlichen kantonal-kommunalen Streit 1719 in Nidwalden zu berichten. Als die Regierung das kantonale Schulhaus in Stans renovieren sollte, widersetzten sich die von Hergiswil, Buochs und Stansstad. Sie hätten eine Gemeindeschule. Die Herrschaften von Stans sollen gefälligst die Schule im Hauptort selber berappen.

Den obrigkeitlichen Entscheid von Obwalden mit der Geschlechterdiskriminierung muss man nicht dramatisieren. Die Obrigkeit konnte die Schulen in den Gemeinden nicht bodigen. Im Grunde setzte sich

der Anspruch der Kirche auf die Bildung durch. Und das ging auch nach dem Prinzip: wer zahlt, befiehlt. Der Schulherren Beruf wird – in manchen Pfarreien früher, in anderen später – mit kirchlichen Pfründen oder Ämtern gekoppelt. Schulherr war in Sarnen der Fröhmesser an der Dorfkapelle und der Organist als sein Gehilfe. In Kerns und Sachslen ist der Organist auch Lehrer. In Giswil war der Fröhmesser überdies noch Schulmeister und Organist.

Die Schulordnungen waren spartanisch streng und – man verzeihe den Ausdruck – gottlos fromm. Als Beispiel die Schulordnung von Sarnen: Morgens um sechs Uhr mussten die Kinder in der Schule sein und hatten zwei Stunden Unterricht; dann mussten sie zur Messe in die Pfarrkirche, wo sie bei Gedächtnissen oder Festen zu singen hatten. Nachher war wieder Unterricht bis elf Uhr. Um halb ein Uhr begann der Drill aufs neue. Am Nachmittag wurde geübt, abgefragt oder man machte schriftliche Aufgaben. Sehr oft waren diese Nachmittage auch mit dem Unterricht für den Kirchengesang ausgefüllt. Um drei Uhr mussten die Kinder wieder in die Kirche zum Rosenkranz und Salve Regina. Buben, die Latein belegten, wollten später in eine höhere



Zug

Klasse bei den Jesuiten in Luzern eintreten. Sie wurden als Chorsänger besonders strapaziert.

Das war nicht nur eine Sarner Spezialität. In der ausführlichen Schulordnung von Willisau sind ähnliche religiöse Kraftleistungen vorgesehen. Der Schulmeister hatte die ihm anvertraute Jugend «in der Bluescht ihrer jungen Jahre» vornehmlich in der Gottesfurcht zu unterweisen.

Und nun das höhere Schulwesen!

Wohl eine der empfindlichsten Folgen, die die Glaubensspaltung dem katholischen Volksteil in der Schweiz gebracht hatte, war der Verlust der Universität Basel (1529). Die aus der Innerschweiz seit ihrer Gründung 1463 stark frequentierte Hochschule fiel nun aus. Die Frage, hätte Luzern damals eine Universität gründen können oder sollen, ist hypothetisch. Tatsache ist, Luzern hat vorerst nichts getan. Es ging in Luzern damals so wie später auch wieder! Man spielte mit dem Gedanken, drehte ihn hin und her, jahrelang – aber das ceterum censeo ist Historikern, die sich mit der Politik der Innerschweiz befassen, bekannt: es sollte nichts kosten. Es gab auch andere Hindernisse. Der Glarner Heinrich Loriti – genannt Glareanus – hatte wegen der Reformation Basel verlassen und sich wie Erasmus von Rotterdam in Freiburg im Breisgau niedergelassen. Glarean war der Wunschkandidat einiger Luzerner als Universitätsgründer. Aber die Werke des Glarean standen auf dem Index der verbotenen Bücher. Der sachlich ungerecht Denunzierte war für den Nuntius Giovanni Volpe Persona non grata. Oh, diese Nuntien!

Ersatz für die Universität wurde dann das Jesuitenkollegium, 1574 vom Schultheissen und Pannerherr Ritter Ludwig Pfyffer, dem Schweizer König, und weiteren Herren des Luzerner Patriziats gestiftet. Die Eröffnung erfolgte schon 1577. Mit den weiteren Kollegien: Freiburg im Uechtland 1580, Pruntrut 1591, Sitten 1625, Brig 1662 und Solothurn 1668 hatten die Jesuiten das Monopol für das höhere Bildungswesen in der katholischen Schweiz.

Die Kollegien der Augustinerchorherren (St-Maurice und Chapittet bei Lausanne), die Klosterschulen der Benediktiner (Einsiedeln, Engelberg, Disentis, Sarnen und einst Altdorf und Ascona, Collegio Papio) und die Kapuzinerschulen (Appenzell, Stans und Näfels) haben erst nach der gesetzlichen Vertreibung der Jesuiten das Erbe der Ge-

sellschaft Jesu übernommen. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die kleinen Klosterschulen in erster Linie die Funktion von Sängerschulen. Sie brauchten für ihre feierlichen Gottesdienste – barocke Aufführungen – ungebrochene Stimmen und eine Anzahl Instrumentalisten. Im 18. und 19. Jahrhundert pflegten diese Klöster ja ausgiebig die klassische Kirchengesangsliteratur mit Polyphonie und Orchester.

Die Jesuiten hatten nicht nur in der katholischen Schweiz das Monopol im höheren Schulwesen. In ganz Europa erzogen Jesuiten die katholische Elite. Schon 1580, 25 Jahre nach dem Tod des Stifters Ignatius von Loyola, zählte man 144 Jesuitenschulen; kurz vor der Aufhebung des Ordens – sie erfolgte 1773 – zählte man noch 136 Jesuitenkollegien.

Das Jesuitenkollegium in Luzern zählte durchschnittlich etwa 250 Schüler, 1661 waren es sogar 394. In unseren Breiten war das für damalige Verhältnisse eine sehr grosse Schule, wenn auch das Collegium Romanum mit 2000 Schülern alles in den Schatten stellte. Die grosse Zeit der Jesuitenkollegien war das 17. Jahrhundert, die Zeit des Barock. Der Beitrag der Jesuiten zur Barockkultur ist beträchtlich. Ich denke an den Jesuitenbarock, von dem die Kirchen in Luzern und Solothurn erste Klasse darstellen. Zu erwähnen wäre auch die Literatur und Rhetorik und ganz besonders das jesuitische Barockdrama – Cenodoxus – um nur ein Beispiel zu nennen.

Im 18. Jahrhundert muss man zur Kenntnis nehmen, dass die Jesuitenschulen den Ansprüchen aufgeklärter Bildung nicht mehr gerecht wurden. Das lag zum Teil an ihrer Ratio Studiorum von 1599. Der Orden mit seiner ohnehin zentralistischen Struktur hatte für seine Schulen eine detaillierte Studienordnung, die Erziehung und Lehrmethode, Lehrmittel und Lehrstoff bis in alle Details hinein reglementierte. Jesuitischer Hang zur Perfektion hatte sich wieder einmal selbst überboten. Ein Schüler konnte da ohne Friktionen während dem Schuljahr von einem Kolleg ins andere übersiedeln, er fand im Lehrstoff derselben Klasse sofort wieder den Anschluss. Heutige Curriculforscher, die das Heil des Unterrichts in ihren und nur ihren Lehrplänen und Curricula sehen, wissen kaum, dass da ausgerechnet die verpönten Jesuiten Vorarbeit geleistet haben. Die Jesuiten sind bildungsgeschichtlich an ihrer Ratio Studiorum gescheitert. Die Ratio war in ihrem Kern tabu geworden – unumstösslich wie ein Dogma;



Sarnen

Kultobjekt wie eine heilige Kuh. In der Zeit der Aufklärung verliert der Barockhumanismus seine Zugkraft. Neue Fächer melden ihren Anspruch an, die Naturwissenschaften sind im Kommen. Zu diesen neuen Fächern gehörten übrigens auch Muttersprache und Geschichte, von denen die auf lateinische Grammatik und antike Mythologie getrimmte Ratio Studiorum nichts wissen wollte. Das Unvermögen, sich neuen Zeitverhältnissen anzupassen, war offenbar. Die aufgeklärten Luzerner Aristokraten wie etwa Franz Urs von Balthasar, ein Politiker von Format, oder der hochgebildete Josef Anton Felix von Balthasar mit seinen "Patriotischen Träumen" und der lebenswürdige und gelehrte Pfarrer von Inwil Bernhard Ludwig Göldlin zeigten deutlich auf solche Defizite.

Die Jesuiten waren zweihundert Jahre lang – bis zur Aufhebung des Ordens 1773 durch Papst Clemens XIII. – die Lehrmeister der Schweizer Katholiken. Wir finden in den Schülerverzeichnissen auch immer Obwaldner als Studenten in Luzern – aber eine eigentliche Breitenwirkung oder Popularisierung der Studien lässt sich da nicht feststellen. Der Aufenthalt in der Leuchtenstadt war nicht gratis. Das Kollegium

hatte kein Konvikt, also kein Internat. Die Schüler mussten Kost und Logis privat organisieren. Gassenbettel war den Studenten verboten, verboten war auch die Mithilfe im Gastgewerbe und noch vieles, vieles mehr.

Nebenverdienste brachten etwa Nachhilfestunden und Privatunterricht an zurückgebliebene Stadtjunkerlein. Knaben aus Landammännerfamilien wurden bei befreundeten Familien in Luzern untergebracht.

Das Kollegium hatte noch eine Spezialität. Auf's Gymnasium war noch ein zweijähriger Moral- und Pastoralkurs aufgestockt. Das war für angehende Geistliche Ersatz fürs Priesterseminar. Die Innerschweiz zelebrierte ja seit dem 16. Jahrhundert ihre Spannungen mit dem Fürstbischof von Konstanz und wurde darin von den päpstlichen Nuntien in Luzern moralisch unterstützt. Mit konstanter, durch die Jahrhunderte andauernden Renitenz haben die Fünf Orte das Seminar in Konstanz gemieden. Probleme mit Seminar und Bischof sind für Innerschweizer nichts Neues, eher etwas Altgewohntes! Es gibt auch solche Traditionen! Ein Spezialproblem der Entfremdung lag im Nationalen: das Verhältnis Kuhschweizer und Sauschwaben, beides Kosenamen! Die anderen Schwierigkeiten steckten im Portemonnaie.

Als Priesterseminar kam noch die grosszügige Stiftung des Carlo Borromeo in Frage, das Seminarium Helveticum in Mailand. Es ermöglichte fünfzig Eidgenossen, Bündnern und Wallisern das Theologiestudium. Im kirchlichen Mailand herrschte im 18. Jahrhundert, von Österreich beeinflusst, dem das Herzogtum seit 1711 angehörte, ein aufgeschlossener Geist gemässigter Aufklärung. Von Mailand floss ein Kanal der Aufklärung in die Innerschweiz. Vereinzelt treffen wir auch Stipendiaten an französischen Fakultäten. Man brachte ihnen dort gallikanische, staatskirchliche Flausen bei. Die Freiplätze im Königreich beruhten auf Stipendien der bourbonischen Könige, und das hängt mit Soldverträgen zusammen.

Laien haben nach Abschluss des Kollegiums in Luzern kaum eine Universität angestrebt. Der Akademiker mit Universitätsabschluss war in unserer Landschaft kaum vertreten. Die meisten begaben sich, gefördert und protegiert von ihrer Sippe, die nach allen Seiten Verbindungen und Beziehungen hatte, in die Ämterlaufbahn. Man kann auch

feststellen, dass für viele sechs Jahre Gymnasium eine zu grosse oder zumindest zu lange Kraftanstrengung darstellte. Aus was für Gründen auch immer, nahmen sie vorzeitig Abschied von der Schule. Doch die Tatsache, bei den Jesuiten studiert zu haben – nach Dauer und Intensität fragte niemand – gab einer Karriere schon so Würde und Glanz. Der Umstand, dass es in Luzern Priesterausbildung ohne tridentinisches Seminar gab, war dem wenig realistischen Reformator Johann Baptist Dillier ein Greuel. Sein ursprüngliches Ziel bestand darin, in Luzern vor den Nasen der Jesuiten, von denen er sich im Zorn getrennt hatte, ein solches Musterseminar zu errichten. Sicher, es gab in Priesterbildung, Priesterfrömmigkeit und geistlichem Standesbewusstsein Defizite, die einem kritischen Beobachter auffallen mussten. Aber mit einer Abart von Jesuitennoviziat für künftige Seelsorger auf dem Land hätte man kaum einen besseren Klerus bekommen. Soutane und Stehkragen machen noch keinen Seelsorger! Auch das Externat und das Kostgängerwesen am Kollegium stellte zwölfjährige Buben zu früh auf eigene Füsse. Kollegstatuten regelten und reglementierten dieses Schülerleben. Diese Regeln waren aber so umfassend und detailliert, dass sie alle nur erdenklichen Anregungen boten, wie man über die Schnur hauen konnte. Dilliers Schulpläne aber waren unrealistisch und verschoben.

Anders muss man die Kollegigründung und den Kollegibau in Sarnen sehen. Was die Regierung von Obwalden als selbsternannte Erbin des Einzelgängers Johann Baptist Dillier machte, fügte sich ganz normal in die innerschweizerische Landschaft.

Man kann da ganz gut auf Parallelen in Luzerner Landstädtchen wie Sursee, Willisau oder Beromünster verweisen. Hier leben die alten Lateinschulen aus dem Mittelalter wieder auf. Sie werden nun als Untergymnasien zu Zulieferschulen für das Jesuitengymnasium in Luzern. Das brachte natürlich einige Vorteile: die Jugendlichen konnten länger daheim bleiben unter Obhut und Aufsicht der Eltern. In dieser Zeit waren Jugendliche als Hilfsarbeiter im elterlichen Betrieb und Haushalt ein bedeutender Faktor. Noch waren keine Maschinen vorhanden, die soviel Arbeit abnehmen und soviel Energie ersparen. Nicht zu übersehen ist auch die Möglichkeit, Bildung breiter zu streuen, da die Schule im eigenen Städtchen dem Bürger doch viele Auslagen ersparte. Es kommt noch etwas dazu – was nicht zu unter-

schätzen ist – Seldwyla! Der Bürgerstolz des Kleinstädters! Denken wir an Sursee und sein stets zelebriertes Profilierungsstreben der ungeliebten Hauptstadt Luzern gegenüber.

Die verhinderte Hauptstadt ist ein reizendes Thema der Schweizer Geschichte: Zürich und das selbstbewusste Winterthur! Wieviel grosse Kultur ist in dieser aufgeweckten Stadt Winterthur entstanden, um es denen von Zürich zu zeigen! Sursee verhält sich zu Luzern wie Winterthur zu Zürich oder Kerns zu Sarnen.

1684 wollten die rührigen Surseer die damals als Schulorden fortschrittlichen Piaristen des heiligen Joseph Maria von Calasanz zur Gründung eines aufgeschlossenen Gymnasiums nach Sursee berufen. Und dann gingen die Leute von Seldwyla über die Rechnungsbücher, und aus dem Stadtgymnasium wurde wieder nichts.

In diesem Zusammenhang ist auch die Vorgeschichte des Kollegiums Schwyz bemerkenswert, wie sie von Eugen Widmer so farbig dargestellt wird. 1585 bekam auch Schwyz ein Kapuzinerkloster und 1586 beschloss die Landsgemeinde den Klosterbau auf dem Loo, einer Anhöhe östlich des Fleckens Schwyz. 1611 zwang die Pest die Kapuziner, ihr Kloster auf dem Loo zu verlassen, um im Dorf näher bei den schwergeprüften Leuten zu sein, zu denen sie Tag und Nacht gerufen wurden. Als sie 1614 – die Pest hatte sich verzogen – wieder ins Klösterchen auf dem Loo zurückkehren wollten, war das Volk damit nicht einverstanden. Sie wollten die Väter Kapuziner in ihrer Nähe haben. Und so wurde 1616 wiederum ein Klosterbau beschlossen. Das leerstehende Kloster im Loo stand nun verlassen da. Es wurde immer mehr zur Villa Durchzug und im Schatten seiner Mauern konnte alles geschehen, was Gott verboten hatte. Ein junger Geistlicher, Leonhard Zehnder (1597–1677), wurde nun Pionier einer Lateinschule, die nach den Prinzipien der jesuitischen Ratio Studiorum geführt wurde. Die Schule im Loo fand grossen Zuspruch.

Im 18. Jahrhundert, es war unglücklicherweise in der belasteten Zeit der Harten und Linden, der Schwyzer Revolution im Ancien Régime (1763–1765), kam es zu einem leidenschaftlichen «Kulturkampf».

Anlass zum Kampf um die Lateinschule gab der «kleine Reding» – so wurde Josef August Reding ob seiner Körpergrösse genannt. Und dabei war Reding gar kein «Kleiner». Er war der reichste Mann in Schwyz, ein Grossunternehmer der Florett-Seidenproduktion, der

erste Industrielle von Format in der Urschweiz. Der kleine Reding war sagenhaft reich und wohlthätig dazu und überdies noch fromm und gottesfürchtig.

Er wollte die Jesuiten nach Schwyz bringen, musste aber feststellen, wenn er auf solche Pläne zu sprechen kam, dass seine Landsleute ihr Portemonnaie zuklemmten. Schliesslich sagte sich Reding in verletztem Stolz, wenn die anderen nicht wollen, dann vermag ich's auch allein. Und jetzt ging das Kesseltreiben erst recht los, und die Drahtzieher waren die hochwürdigen Väter Kapuziner. Einer der bärtigen Kuttenmänner brachte ein fragwürdiges Pamphlet unters Volk: «Gespräch zweier unparteilichen patriotischen Männer über die Frage, ob die Aufnahme und Anbauung der Jesuiten in dem Hauptfleck des löblichen Kantons Schweiz dem Staat und der Kirche nützlich oder schädlich sei».

So kam die erste Jesuitenberufung nach Schwyz nicht zustande. Die Mailandsgemeinde 1758 beschloss, dass die Aufnahme der Jesuiten auf immer und ewig untersagt sei. Ja, es wurde sogar bei Verlust des Landrechts verboten, irgendwann einen Antrag zur Aufnahme dieser fremden Geistlichen zu stellen. Totaler Sieg der franziskanischen Minderbrüder!

Das Antijesuitenpamphlet machte noch Geschichte. Das Heft wurde fortan auf Jahrzehnte hinaus Pulvermagazin für alle Jesuitengegner. Noch Augustin Keller zitiert in seiner Antijesuitenrede an der Tagsatzung vom 19. August 1844 daraus.

In Schwyz kam die Klimaverbesserung schneller. 1836 – was hatte sich seit 1758 nicht alles verändert – kam es dann zur Stiftung des Kollegiums Schwyz, und das Stifterkonsortium berief als Lehrer die Jesuiten, und da wurde 1841 der Schweizerische Studentenverein gegründet. Den StVern sind die Patres Hecht und Waser aus der Vereinsgeschichte bekannt. Zwei Lehrer – zwei Welten! Der aufgeschlossene Pater Hecht und Pater Waser, der Mann der Restauration! Wäre Pater Waser heute Jesuit, oder gehörte er einer anderen Gesellschaft an, die ihre Wurzeln auch in Spanien hat?

Da wären wir nun beim Jubiläumsjahr 1841 angelangt. Die Ereignisse um die Dislokation von Muri nach Sarnen habe ich bereits anderswo festgehalten.

Ich möchte aber noch den Übergang der Höheren Kantonalen Schule von Obwalden an die Benediktiner von Muri in etwas grössere Zusammenhänge einbinden. Die Geschichte des schweizerischen Katholizismus der letzten 150 Jahre war stark geprägt von den beiden Ausnahmeartikeln der Bundesverfassung, Jesuitenverbot und Klostergründungsverbot. Beide Verfassungsartikel sind Folgen des Sonderbundes und der späteren Frostperiode des Kulturkampfes. Die katholischen Stände waren die Besiegten und sie bekamen das auch zu spüren. Man benennt seit Urs Altermatts Dissertation «Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto» diese Epoche «Ghettokatholizismus». Der Ausdruck ist faszinierend, aber er kann auch dazu verführen, diese, nun Geschichte gewordenen Jahrzehnte nur negativ zu werten – was übrigens nicht Altermatts Absicht ist. Auch eine gewisse Versuchung zur Überheblichkeit besteht bei jüngeren katholischen Akademikern, die ihren «Aufbruch» entdeckt haben.

Am 12. Februar 1841, als Abt Adalbert Regli mit Landammann und Pannerherr Nikodem Spichtig in Sarnen zusammen war, lagen die beiden Problemthemen Jesuiten und Klöster schon in der Luft. Die Jesuiten waren umstritten und von vielen als reaktionäre Vertreter der



Kollegium

Restauration gehasst. – Vor wenigen Wochen waren im Kloster Muri die Lichter gelöscht worden – ob für immer? – das war des jungen Abtes grosse Sorge. Abt Adalbert zeigte sich bereit, in Sarnen vorübergehend die Schule zu übernehmen.

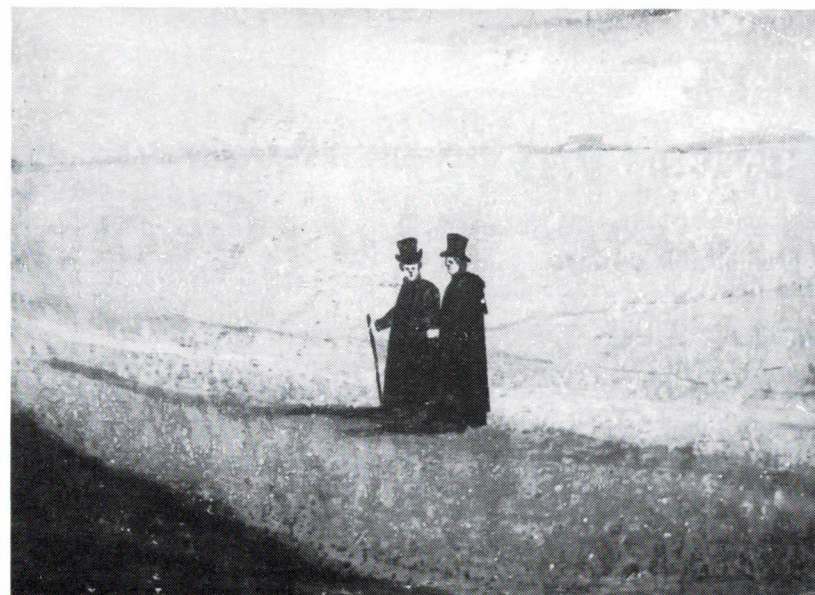
Wenige Jahre später – nach 1848 – werden Augustinerchorherren, Benediktiner und Kapuziner das bedeutende und schwere Schulerbe der Jesuiten übernehmen. Dazu sind – man könnte sagen als Direkterben der Jesuiten – die Diözesanen mit dem Weltklerus zu erwähnen. Die Bischöfe von Basel, Chur und St. Gallen engagieren sich seit 1856 in Schwyz. Das Bistum Sitten führt die traditionsreichen ehemaligen Jesuitenschulen des Wallis: Brig und Sitten. Und die Diözese Lausanne-Genf-Freiburg übernimmt in der Saanestadt das Collège, wo Petrus Canisius begraben liegt. Dieses Collège de Fribourg wird über Jahrzehnte hin die jesuitischen Traditionen am reinsten erhalten.

Vergessen wir den Beitrag von Menzingen (seit 1844) und Ingenbohl (1888) nicht. Das waren Pionierleistungen für die akademische Frauenbildung.

Gehen wir zurück zu unseren von Orden geführten Innerschweizer Kollegien. Ich erwähne hier mit dem Jahr der Gründung unsere beiden nächsten Nachbarn Engelberg (1848) und Stans (1883). Lehrtätigkeit an einem Gymnasium war für diese Mönche weitgehend Neuland, aber ihre Bedeutung war gross.

Hier wächst eine katholische Akademikerelite heran, die das Volk in der Enge des Ghettos aktiviert. Diese Akademiker geben ihren katholischen Brüdern und Schwestern das Selbstvertrauen zurück und führen sie schliesslich aus der Enge des Ghettos heraus zur Anerkennung bei anderen Volksteilen. Die Pietät drängt mich, stellvertretend für die vielen, einen zu nennen, dem unser Kollegium so am Herzen lag – unseren Bundesrat Ludwig von Moos. Seine Motion für die Beseitigung der Ausnahmeartikel war eine historische Tat. Die Sache der Schweizer Katholiken lag ihm am Herzen; und bis in die letzten Tage hat er sich Sorgen gemacht über unerfreuliche Entwicklungen im schweizerischen Katholizismus.

Die Schultätigkeit war für die Mönche eine Herausforderung. Es muss uns mit Dankbarkeit erfüllen, dass sie sich diesem Anruf der Zeit gestellt haben.



Andererseits haben die Klöster auch die Früchte ihrer Arbeit geerntet. Die Tätigkeit an einem Gymnasium drängte sie zu akademischen Studien. Das Bildungsinteresse und der Bildungsstand in den Klöstern nahm zu. Die Schule machte die Klöster auch volksnahe. Da wurden mit der Zeit viele Phobien und schiefe Auffassungen über Mönche abgebaut. Der Mönch, auf dessen Schatten – wie Augustin Keller sagte – kein Gras mehr wächst, wurde für viele katholische Laien zur Vaterfigur.

Das Beispiel Sarnen zeigt noch mehr. Es gibt auch in der sogenannten Ghettozeit Pioniere. Ich möchte, stellvertretend für alle, Abt Augustin Grüniger erwähnen. Pater Augustin war 1850 als Primiziant nach Sarnen gekommen. Er sah bald ein, dass im Sechs-Dörfer-Tal von Obwalden die Basis für ein Gymnasium zu klein war. Er holte von auswärts – auch aus dem Elsass und dem Badischen – interne Schüler heran. Als Rektor arbeitete er zielstrebig daran, diese Schule an den schweizerischen Standard heranzuführen. Die frühe Anerkennung der Matura (1894) ist ein Beweis dafür. Das Gymnasium – 1891 eingeweiht – auch ein Jubiläum! – ist ein Monument für katholischen Optimismus und katholisches Selbstvertrauen, das nicht aus dem Ghetto kam.

Man kann diesen Neurenaissancebau architektonisch und kunsthistorisch würdigen – und er kommt gut weg. Für mich bedeutet er mehr. Er ist das Zeichen einer Kulturepoche, Andenken an Mönche, die etwas wagten und an ihre Aufgabe glaubten.

Aber wir sollen bei allen Festdekorationen nicht übersehen – er ist ein Denkmal. An uns ist es, neue – wohl auch andere Kapitel zu schreiben. Ob uns das gelingt, daran entscheidet sich die Frage: sind wir Nachfahren oder eben nur Epigonen?

P. Leo Ettlin

Benutzte Literatur:

Urs Altermatt: Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto. – Zürich/Köln, 1972.

Urs Altermatt: Katholizismus und Moderne. – Zürich, 1989.

Gottfried Boesch/Anton Kottmann (Hrsg.): 400 Jahre höhere Lehranstalt Luzern 1574–1974. – Luzern, 1979.

Pius Britschgi: Die Entwicklung unserer Volksschule in: Obwaldner Heimatbuch. – Basel, 1953.

Sebastian Grüter: Geschichte des Kantons Luzern im 16. und 17. Jahrhundert. – Luzern, 1945.

Bernard Kälin: Hundert Jahre Kollegium Sarnen 1841–1941. Eine historisch-statistische Skizze in: Beilage zum Jahresbericht der Kantonalen Lehranstalt Sarnen 1940/41. – Sarnen, 1941.

Kuno Müller: Innerschweiz. – Luzern, 1970.

Josef Sidler: Die Bildungsgeschichte im Kanton Luzern mit besonderer Berücksichtigung des Klerus von ca. 1250 bis 1530. – Stans, 1970 = Beiheft zum Geschichtsfreund der Fünf Alten Orte.

Josef Stierli: Die Jesuiten. – Freiburg, 1955.

Hans Wicki: Staat, Kirche und Religiosität. Der Kanton Luzern zwischen barocker Tradition und Aufklärung. – Luzern, 1990 = Luzerner Historische Veröffentlichungen 26.

Eugen Widmer: Das Jesuitenkollegium in Schwyz 1836–1847. – Einsiedeln, 1961 = Heft 54 der Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz.

Ansprache von Regierungsrat Hans Hofer

Herr Abt, geschätzte Klostersgemeinschaft,
sehr geehrte Damen und Herren

Ich freue mich, dass ich dem Kloster Muri-Gries im Namen von Volk und Regierung den Dank und die Glückwünsche für sein segensreiches Wirken im Bildungsbereich des Kantons Obwalden und darüber hinaus in unseren Pfarreien überbringen darf. Wir sind dankbar, dass das Kloster Muri 1841 auf Bitten der Obwaldner Regierung bereit war, die Schule zu übernehmen, obwohl das alte Kollegi damals in einem erbärmlichen Zustand war.

Dass das Kollegi Sarnen schon nach wenigen Jahrzehnten eine Blütezeit erlebte, lässt sich am besten am Bau des alten Gymnasiums feststellen. Der Bau, den das Kloster auf eigene Rechnung 1889 in Rekordzeit bauen liess und den der Kanton heute im Baurecht übernommen hat und restaurieren lässt, ist heute eines der grossen Baudenkmäler von regionaler Bedeutung in unserem Kanton.

Hier, an dieser Schule fand ein echter Kulturaustausch statt zwischen den verschiedensten Regionen der Schweiz und Obwaldens. Wieviele St. Galler Rheintaler, Toggenburger, Entlebucher, Aargauer und Tessiner haben hier zusammen mit Obwaldnern studiert und neues Gedankengut in unseren Kanton gebracht! Andererseits ist natürlich auch Obwaldner Gedankengut in die ganze Schweiz hinausgetragen worden. Dem Kollegi gilt unser Dank für die vielen hervorragenden Persönlichkeiten, die zu Kulturträgern in Obwalden geworden sind. Wie in so vielen anderen Bereichen ist die Zeit auch vor dem Kollegi nicht stehengeblieben. Die Funktionen der Landmittelschulen und damit auch der traditionellen Klosterschulen haben sich gewandelt. Im Zeichen dieses Wandels ist das Kollegi von der Klosterschule zur Kantonsschule geworden. Dieser Ablösungsprozess war für beide Parteien, Kloster und Kanton, schwierig und zum Teil auch sehr schmerzlich. Heute dürfen wir aber mit Genugtuung feststellen, dass dieser Ablösungsprozess zu einem guten Ende führt. Ich denke da vor allem an die laufende Renovation des alten Gymnasiums, wo Kanton und Kloster eine einvernehmliche Lösung gefunden haben. Ich denke aber auch an den alten Kantonsschulvertrag, über den Kanton und Kloster sich in den nächsten Monaten miteinander unterhalten wollen.

Lassen Sie mich noch einen Blick in die Zukunft unserer Kantonsschule werfen. Auf meinem Griechischunterricht, den ich allerdings nicht am Kollegi Sarnen geniessen durfte, kenne ich das Wort «panta rhei», «alles fliesst, alles ist in Bewegung». Nun meine ich, dies gelte auch für die Kantonsschule. Sie ist kein erratischer Block, an dem es nicht zu rütteln gilt, sondern die Schule – auch die Kantonsschule – muss sich von Zeit zu Zeit Fragen stellen: Erfüllt unsere Schule noch ihren Bildungsauftrag? Was will die Schule? Ist sie nur Wissensvermittlerin oder muss sie auch Werte, Haltungen vermitteln? Muss nicht die Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit des jungen Menschen gefördert werden? – Ich meine ja.

Unsere Schule – und damit meine ich nicht nur das Gymnasium – darf nicht nur eine effiziente Lernschule sein, sondern sie muss auch ein menschenbildender Lebensraum sein. Unsere Schule muss bereit sein, fächerübergreifendes Lernen zu lehren, was zurzeit auch neue Lernformen bedingt, und sie muss vor allem ein Schulklima schaffen.

Uns allen ist die Bedeutung eines guten Arbeitsklimas für die Effizienz der Arbeit bekannt. Ich meine, dasselbe gilt auch für die Schule. Lehrerinnen und Lehrer, Schülerinnen und Schüler, aber auch Eltern und Behörden sind aufgefordert, an dieser inneren Reform mitzuarbeiten. Mit dieser inneren Reform einhergehen muss die äussere Reform. Sie wird uns in den nächsten Monaten und Jahren beschäftigen. Ich denke an die Überarbeitung der Stundentafel vor allem im Obergymnasium. Fragen müssen wir uns auch, ob die Struktur des Gymnasiums noch stimmt. Nebst unseren eigenen Überlegungen wird vermutlich auch die neue Maturitäts-Anerkennungsverordnung wesentliche Veränderungen bringen. Diese Veränderungen werden für die einen schmerzlich sein, doch bin ich überzeugt, dass Verbesserungen nötig und möglich sind. Es geht nicht darum, alles Bisherige über Bord zu werfen, aber es geht darum, für das, was verbesserungswürdig ist, mutig und kreativ neue Wege zu suchen.

Das 150-Jahr-Jubiläum ist für uns Anlass, dem Kloster und all unseren Vorfahren, die für das Bildungswesen in unserem Kanton Verantwortung trugen, zu danken. Dieser Tag soll aber kein Abschluss sein, sondern dieser Tag möge Hoffnung für einen Neubeginn in zeitgemässer Form bedeuten.

Hans Hofer

Das Schwyzerstübli in Gries

Zu den Illustrationen dieses Heftes

Das ganze erste Stockwerk des alten Klostertraktes in Muri-Gries dient den Gästen, die an der Transitlinie Nord-Süd viel zahlreicher sind als im abgelegeneren Sarnen. Zwei Räume dieser Wohnsuite sind von besonderem Interesse: das Bischofs- oder Prälatenzimmer und das Schwyzerstübli. Das Prälatenzimmer stellt ein schönes und beachtenswertes Zeugnis vornehmer Südtiroler Wohnkultur der späten Renaissance dar. Dieses Zimmer, das den Pröpsten des Augustinerchorherrenstifts wohl als Empfangssalon diente, hat eine reiche Holztäfelung mit kunstvollen Intarsien in origineller Zeichnung. Ein besonders vornehmes Schmuckstück ist die grossartige Kasettendecke. Auch der nach 1600 entstandene Kachelofen verdient unsere Beachtung.

Das Schwyzerstübli ist ein Dokument rührender Pietät. Es liegt zum Teil im Torturm und ist gewölbt. Der Raum ist ringsum mit Fresken, die Landschaften aus der Schweiz darstellen, geschmückt, ein richtiges Schweizer Panorama, allerdings keine in sich geschlossene Landschaft, sondern eine Addition verschiedener Schweizer Sujets. Die vergrössert an die Wand gepinselten Ansichtskarten stellen Objekte dar, die an Muri und an die Aufenthaltsorte der Mönche nach der Aufhebung erinnern. Man nimmt an, dass der akademische Bozner Maler Ignaz Stolz (†1907) diesen anmutigen Wandschmuck gemalt hat.

Inspiriert war der Tiroler Kunstmaler, der die Landschaften, die er freskierte, kaum in Natura gesehen hatte, von Johann Baptist Isenrings «Malerische Ansichten der merkwürdigen Städte und Flecken der Schweiz». Im ganzen langen Klostergang des Gasttrakts hängen in Reih' und Glied, schön gerahmt, Isenrings Schweizer Landschaften.

Johann Baptist Isenring (1796–1860) war ein Toggenburger aus Lütisburg. Mit zehn Geschwistern in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, kam er zu einem Schreiner in die Lehre. Die Wanderjahre des Gesellen führten ihn nach München und Wien. Und da wurden seine künstlerischen Fähigkeiten entdeckt. Isenring verlegte sich auf Flachmalerei und das Vergolden. Mit einem Stipendium des katholischen

Administrationsrates von St. Gallen konnte er sich an der Kunstakademie in München weiterbilden.

Sein Oeuvre, besonders Landschaften, ist sehr umfangreich. 1831 begann Isenring, jetzt Inhaber einer Kunsthandlung in St. Gallen, mit einem Werkzyklus, der ihn berühmt und reich gemacht hat. Es sind seine «Malerischen Ansichten», die schliesslich 50 Blätter umfassten. Die Aquatintastiche sind so angelegt, dass jedes Blatt 13 Ansichten zeigt. In der Mitte ist grossformatig der Hauptort dargestellt, eingerahmt von je sechs kleinformatigen Ansichten in Quer- und Hochformat. Diese Blätter waren in der Mitte des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus beliebte Souvenirs, wertvolle und ansprechende Vorläufer späterer Ansichtskarten.

Man darf vermuten, dass Pater Leodegar Kretz, damals Pfarrer in Marling, der eifrige Kunstsammler und Universaldilettant, den Bozner Maler beraten und unterstützt hat.

Die farbigen Wandkulissen im Schwyzerstübli befinden sich noch in gutem Zustand und sind auch qualitativ eine ansprechende künstlerische Leistung. Dargestellt ist natürlich das Kloster Muri in seiner freiamterischen Umgebung und der Horben, die Sommerfrische der Mönche. Anmutig steht Hermetschwil, das idyllische Frauenklosterchen an der Reuss bei Bremgarten.

Die Nonnen standen seit Jahrhunderten unter der Jurisdiktion des Abtes von Muri. 1841 hatten sie dasselbe Schicksal wie die Murimönche erfahren müssen. Auch die Habsburg, Herkunft der Stifterfamilie, steht auf dem anmutigen Bilderreigen des Schwyzerstübli. Das Schwyzerstübli – Ort der Hoffnung und der Sehnsucht! Wie mancher Mönch wird in trüber Stunde dort sein Heimweh gepflegt haben, «das Land der Schweizer mit der Seele suchend».

P. Leo Ettlin

Klassentagung der Maturi 1956

Am 3. April starteten ehemalige Maturanden in Basel zu ihrer Maturajubiläumsreise nach Muri-Gries in Bozen. In Luzern und Bellinzona stiegen weitere Klassenkameraden in unseren Luxuscar ein. Zügig rollten wir Richtung Grenze, und weiter ging die Fahrt über Mailand und Verona nach Bozen. Kurz nach der Ankunft bezogen wir unsere Zimmer im Hotel Alpi. Aufgefrischt meldeten wir uns bereits um 17.00 Uhr an der Klosterpforte Muri-Gries. Pater Urban begrüßte uns freundlich im Innenhof. Im Kellereivorzimmer durften wir die Klosterweine kosten. Selbst Abt Benno liess es sich nicht nehmen, mit uns über das Kloster und die Welt zu diskutieren. Anschliessend frischten wir im tiefen Keller Jugenderinnerungen auf, dort, wo wir vor über 35 Jahren mit Pater Dominik, Pater Sigisbert und dem Kellermeister unseren Maturaabschluss feierten.

Nach der Degustation begaben wir uns zum Grab des unvergesslichen Pater Hugo. Etwas hungrig fuhren wir zum Schloss Maretsch. Hier erwartete uns ein köstliches Abendessen. Mit fröhlichen Studentenliedern beschlossen wir den ersten Tag.

4. April: Schon am Morgen schlenderten wir über den Gemüsemarkt und besichtigten anschliessend die Altstadt von Bozen. Der Car führte uns nach dem Mittagessen nach Meran, wo wir in Gruppen durch die Gassen schlenderten. Im Dorf Tirol stiegen die Mutigeren zu Fuss zum Schloss hinauf und schauten sich die Ausstellungen an. Am Abend wurde uns in Terlan wieder ein vorzügliches Essen serviert. Gegen Mitternacht legten wir uns müde in die weichen Kissen.

5. April: Die muntere Gesellschaft besammelte sich nach dem Gottesdienst zur Rückfahrt. Nachdem wir den im Kloster bestellten Wein abgeholt hatten, fuhren wir an gepflegten Rebbergen, Obstkulturen und blühenden Aprikosenbäumen vorbei Richtung Heimat. Gesund und an Erinnerungen reicher kamen wir am Abend zu Hause an.

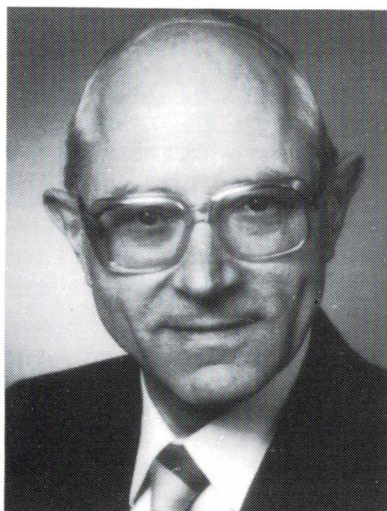
Allerseits ein herzlicher Dank: Abt Benno und Pater Urban in Muri-Gries, ferner den Organisatoren.

Alfred Hüsler



Von links nach rechts: Spichtig Ernst, Walthert Armin, Küng Kurt, Hegglin Rolf, Mattei Silvano, Müller Bruno, Favre Jean, Roos Walter, Eberle Armin, Ramseier Albert, Hüsler Alfred, Kunz Alex, Leimgruber Roland

Unsere Verstorbenen



*Fridolin Kronig, Zermatt
(1931–1992)*

In Zermatt wurde Fritz am 28. Juli 1931 geboren. Dort erlebte er mit zwei jüngeren Schwestern im Schoss einer tiefgläubigen Familie eine glückliche Kindheit. Einen magischen Anziehungspunkt auf seinen jugendlichen Entdeckungsreisen bildete der Bahnhof, wo es ihm die Lokomotiven der Visp-Zermatt-Bahn angetan hatten. Oft legte er sich auf den Boden, um auch noch ihre Unterseiten zu inspizieren. Den Dingen auf den Grund gehen, das Prinzip von Ursache und Wirkung zu ergründen, das wollte er bereits als kleiner Knirps. Dieser Forschungstrieb drängte

ihn auch, seine Spielsachen mit Messer und Schraubenzieher zu bearbeiten und sie fein säuberlich in ihre Einzelbestandteile zu zerlegen.

Im Herbst 1945 begann er sein Gymnasialstudium am Kollegium in Sarnen. In seiner Freizeit spielte er gern Schach, wenn er nicht gerade seinem grössten Hobby, dem Fotografieren, frönte. Zusammen mit seinem «Buden»-Genossen Paul Good bastelte er auch gern an Detektoren und alten Radioapparaten herum, um sie wieder zum Tönen zu bringen. Während der Studiumszeit musste man sich vor unerwarteten Besuchen des Präfekten absichern. Dafür sorgte ein winziger Unterbrecher an der Zimmertür, der den Strom abstellte, sobald geöffnet wurde.

Nach bestandener Matura im Sommer 1953 trat sein früheres Interesse an Lokomotiven und technischen Apparaten wieder zutage. Fritz entschied sich für das Studium des Elektroingenieurs an der ETH Zürich. Seine erste Berufsstelle fand er in der Brown Boveri (heute ABB) in Baden. Diesem Betrieb hielt er die Treue bis zur vorzeitigen Pensionierung aus Krankheitsgründen im November 1991.

Am 9. September 1967 vermählte er sich mit Beatrice von Rotz aus Luzern. Sie richteten ihr Heim im Birrfeld ein. Vor Schicksalsschlägen blieben die jungen Eheleute nicht verschont. Im Frühjahr 1970 mussten sie ihre erste Tochter Claudia einen Tag nach der Geburt hergeben. Doch in den folgenden Jahren wurden ihnen drei gesunde Kinder geschenkt: Christoph, Evelyne und Thomas. Sie waren des Vaters grosser Stolz, und für ihre Zukunft setzte er seine ganze Lebenskraft ein. Mit grosser Selbstverständlichkeit widmete er seine Freizeit der Familie. Eine

Ausnahme bildete nur der Walliserverein, dem er viele Jahre als Vorstandsmitglied angehörte. Durch die gemeinsame Sprache verbunden, hielt er mit diesen Menschen den Kontakt zu seiner Heimat aufrecht. Aber in den Ferien zog es ihn oft zurück zu seinen "Mattini" (Zermatter), hinauf zu den schneebedeckten Bergen, wo man sich dem Himmel so nahe fühlt.

Am 15. Februar hat Fritz nun die Grenze zwischen Himmel und Erde, zwischen Zeit und Ewigkeit überschritten.

Sein Lebenswerk hat Fritz wie selbstverständlich auf christlichen Grundsätzen aufgebaut. Er war ein liebender, ein sorgender, ein pflichtbewusster, ein aufrichtiger und treuer Mensch.

Der Herr, der alle Rätsel lösen kann, vergelte ihm reichlich alles Gute, das er uns getan hat!

Er ruhe in Frieden!

P. Lucas Keusch

Karl Huber-Winiger, Agronom, Kleinwangen

31. Mai 1916 bis 11. Januar 1992

5.–8. Kl. Gymnasium, 1933–1937, Matura

Tony Bättig-Erni, Gemeindeschreiber, Ruswil

27. Februar 1916 bis 13. Januar 1992

1.–2. Realkl. 1929–1931

Werner Müller-Schmid, Bäckermeister, Merenschwand

2. April 1928 bis 27. Februar 1992

1. Realkl. 1943–1944

Hermann Knüsel-Albisser, alt Gemeinderat, Abtwil

19. Februar 1932 bis 28. März 1992

1.–2. Realkl. 1945–1947

Alfons Weiss, Pfarrresignat, Aadorf

29. März 1907 bis 1. Mai 1992

3.–8. Kl. Gymnasium 1921–1925 und 1926–1928, Matura

Wir empfehlen in das Gedenken der Mitschüler und Freunde:

Herr Max Mennel-Hauser, Architekt, Sarnen, Vater von Christoph Mennel-Dillier, Sachseln, und Maja Haas-Mennel, Fislisbach AG. – Frau Clara Raselli-Zeier, Sachseln, Mutter von Franscesco Raselli-Rohrer, Sarnen. – H.H. Alfons Weiss, Aadorf, Bruder von P. Johann Baptist Weiss, Muri-Gries.

Personalnachrichten

Im Weinberg des Herrn

Kurt Vogt (Matura '82) von Balzers FL, zurzeit Vikar in der Pfarrei von St. Peter und Paul in Winterthur, wurde am 25. März zum neuen Pfarrer von Stäfa gewählt. Im kommenden Sommer können ihr Goldenes Priesterjubiläum feiern:

Josef Halter, Pfarrer in Marbach SG, und P. Otmar Hochreutener, Organist im Kollegium Sarnen.

Examina

Herr Rudi Vogler von Lungern (Matura '79) hatte im Frühjahr 1985 das eidgenössische Diplom als Geologe ETH erworben und hat nun im heurigen Frühjahr als Dr. sc. nat. an der ETH abgeschlossen. Herzliche Gratulation.

Wahlen

Am 18. März wurde Dr. Franz Mattmann, Grossrat des Kantons Luzern, Ebikon, zum neuen Präsidenten der CVP Luzern-Land gewählt.

Hochzeiten

Den Schritt in die eheliche Lebensgemeinschaft haben gewagt:

Hans Peter Müller, Zürich, mit Nicola Ehrli von Sarnen. Ihr Heim: Steinhaldenstrasse 36, Zürich.

Pierre Dumas, Freiburg, mit Bernadette Kathriner, Giswil. Ihr Heim: Court-Chemin 19, Fribourg.

Eugen Imhof, Alpnach, mit Monika Dorn, Sarnen. Ihr Heim: Brünigstrasse 25, Alpnach.

Paul von Ah mit Christa Windlin. Ihr Heim: Waldstätterstrasse 29, Luzern.

Wir wünschen den Neuvermählten viel Glück und Gottes Segen auf ihrem gemeinsamen Lebensweg.

Glückliche Geburten meldeten uns:

Beatrice und Bernhard Weber-Stammach, Adligenswil:
Roman Alfons

Therese und Edi Buck-Stücheli, Malters: Martin Niklaus

Diesem Heft liegt der Einzahlungsschein
für den Jahrgang 1992 bei.

Abonnement Fr. 12.–
Benutzen Sie den Einzahlungsschein!

Besten Dank!

Redaktion und Expeditionsgeschäfte: P. Beda Szukics, Kollegium, 6060 Sarnen

Druck und Verlag: Ehrli Druck AG, Dorfplatz 3, 6060 Sarnen

Die Kollegi-Chronik erscheint viermal im Jahr

Bezugspreis: Fr. 12.–, Postcheck 60-6875-7 Kollegi-Chronik, Sarnen. Ausland Fr. 14.–